

# Wo sich das Selbstverständliche nicht von selbst versteht.

## Gender in der Pastoral

Die Frage nach der Genderkategorie ist zu vergleichen mit der Frage nach der Sonne: sie scheint ganz einfach. Genauso selbstverständlich sollte die Tatsache sein, dass die Kirche nicht einfach aus Gläubigen, Getauften oder Menschen besteht, sondern aus Männern und Frauen, Mädchen und Jungen.

Stefan Gärtner

Die Aufmerksamkeit für die Unterscheidung zwischen Mann und Frau ruft in der Pastoral (im Gegensatz zur Frage nach der Sonne) Spannungen hervor. Die Bemühungen um eine geschlechtergerechte Seelsorge werden als Genderideologie und als Gefahr für die Einheit der Kirche desavouiert. Daran zeigt sich, dass sich in der Pastoral das Selbstverständliche manchmal nicht von selbst versteht.

In der spätmodernen Gesellschaft wächst das Bewusstsein dafür, dass Vorstellungen vom Frau- und Mannsein nicht allgemeingültig sind. Faktisch führen diese Vorstellungen zu Stereotypen, die mitbestimmen, wie man sich in seiner Geschlechterrolle verhält. Das schafft auf der einen Seite Handlungssicherheit und hilft, eine eigene Identität als Mann oder Frau auszubilden. Jemand kann sich dabei an den geltenden Normen orientieren und sogar unter konkurrierenden Vorstellungen auswählen. Auf der anderen Seite wirken die Rollenmodelle einschränkend, weil sie manchmal soziale Ungleichheit legitimieren und auf Vorurteilen beruhen. Zudem werden diese Vorurteile mit einer Aura fragloser Gültigkeit versehen: so war es schon immer und so wird es

auch bleiben. Wie wirkmächtig dies ist, wird deutlich, wenn sich jemand außerhalb des Erwarteten bewegt. Man schicke seinen Sohn nur einmal als Prinzessin verkleidet in den Gemeindegarten.

Die Sozialwissenschaften sprechen in diesem Zusammenhang von *doing gender*. Gender ist nicht so sehr eine Eigenschaft von Personen, sondern eine Aktivität, „an der das Individuum, aber auch das Gegenüber in der Kommunikation bzw. Interaktion mitwirken: Geschlecht als etwas, was wir immer wieder tun, nicht, was wir einmal erwerben und dann für immer haben“ (Schoenthal, 163f.). Was eine Frau oder ein Mann ist, entsteht in dieser Perspektive aus dem Unterschied, der ständig zwischen ihnen gemacht wird. Die entsprechenden Differenzen drücken ihren Stempel auch auf das kirchliche Leben und werden von

Stefan Gärtner

geb. 1965, Dr. theol. habil., Assistant Professor für Praktische Theologie an der Universität van Tilburg (Niederlande) und Privatdozent an der Universität Münster.

den Gläubigen in ihr Selbstbild integriert. In der Folge wird zum Beispiel eine Gemeindereferentin, die die Vorbereitungsgruppe der ErstkommunionkatechetInnen selbstbewusst leitet, für ihren vermeintlich männlichen Stil kritisiert. Dem Pfarrer wird dagegen eine direktive Gruppenleitung viel selbstverständlicher zugestanden.

## WECHSELWIRKUNGEN UND EINSCHRÄNKUNGEN

Dieses Beispiel macht gleichzeitig deutlich, dass die Genderthematik mit anderen Unterscheidungen zusammenhängt, die die Pastoral ebenfalls prägen. In der genannten Situation mag auch die infantile Haltung eine Rolle spielen, die manche Katholiken den Amtsträgern ihrer Kirche gegenüber an den Tag legen, genauso wie die Tatsache, dass der Priester der Dienstvorgesetzte der Gemeindereferentin ist. Wir sind es nämlich gewohnt, bei jemandem, der höher in einer Hierarchie steht, mehr Autorität und Kompetenz zu unterstellen. Der Genderaspekt ist also immer mit anderen sozialen Kennzeichen verbunden. Intersektionalität bedeutet, dass diese Kennzeichen nicht unabhängig voneinander sind (*Qualbrink/Wieser, 73–79*). Die Kombination der Unterschiede, die zwischen Menschen getroffen werden, kann die Ungleichheit zwischen ihnen verstärken oder gerade abschwächen.

Es gibt demnach in der Pastoral eine Wechselwirkung der Genderkategorie mit anderen sozialen Unterscheidungen, etwa nach Lebensalter, Nationalität, sexueller Ausrichtung, Gesundheit oder Ausbildung. In den letzten Jahren ist insbesondere das Bewusstsein für die lebensweltliche Milieubindung der Pastoral stark ausgeprägt (*Sellmann/Wolanski*). Andere Differenzen sind

dagegen weniger im Blick. Manchmal resultieren diese Unterscheidungen in einem Vorteil für die eine Gruppe und einem Nachteil für die andere Gruppe. In diesen Fällen stellt sich die Genderfrage auch als Machtfrage. Das ist aber nicht immer auf den ersten Blick erkennbar, weil die Unterscheidung zwischen einem typischen Mann und einer typischen Frau nur die Normalität widerzuspiegeln scheint. Das gilt für die Gesellschaft insgesamt genauso wie für die Kirche.

Die beständige Bestätigung der herrschenden Zuschreibungen im pastoralen Alltag macht es so schwer, den konstruierten Charakter der Genderkategorie aufzudecken und andere Handlungsmöglichkeiten auszuprobieren. Die Notwendigkeit, nach Alternativen für das vermeintlich Selbstverständliche zu suchen, zeigt sich im Konfliktfall, wenn sich etwa das kirchliche Idealbild der Familie immer weniger mit der Lebenswirklichkeit von Vätern und Müttern deckt. Dann wächst das Bewusstsein, dass die Genderzuschreibungen nicht nur in der angedeuteten Weise Entlastung bedeuten, sondern auch einschränkend und ausgrenzend wirken können. Zudem gibt es in der Pastoral nur wenige erprobte und transparente Verfahren, um die daraus entstehenden Konflikte zu bearbeiten.

## MÄNNER- UND FRAUENSPRACHE IN DER SEELSORGE

Ich möchte diese Überlegungen an einem konkreten Beispiel erläutern, nämlich an der Sprache, die in der Pastoral gesprochen wird (*Gärtner, 284–304*). Empirische Untersuchungen zeigen, dass Frauen (nicht nur in Kirche) eher zu einer partnerschaftlichen Kommunikation neigen. Sie achten vermehrt auf die Beziehungs-

ebene, die häufig über indirekte Botschaften und mit der Körpersprache ausgedrückt wird. Frauen gebrauchen stärker eine konkrete und erfahrungsgebundene Sprache mit einem gewissen emotionalen Anteil. Ihre Kommunikation zielt auf Verbundenheit und sucht nach Übereinstimmungen zwischen den Beteiligten. Der Offenbarungsaspekt ihrer Äußerungen kann eine Tendenz zur Selbstabwertung und zur Verkleinerung der eigenen Position enthalten. Frauen achten bei der Kommunikation auf die Akzeptanz ihrer Person als auch der des Gegenübers. Sie können besonders gut in symmetrischen Beziehungsstrukturen interagieren, in denen ein produktiver und teamorientierter Geist herrscht. Ihr bevorzugter Sprachstil ist einfühlsam, bescheiden, nachgiebig, höflich und unterstützend. Frauen sind eher gesprächig im privaten, und eher schweigsam im öffentlichen Raum.

Männer tendieren dagegen zu einem strategischen Sprachstil. Sie achten vermehrt auf die Inhaltsebene und gebrauchen stärker eine abstrakte und objektivierende Sprache, die eine persönliche Einfärbung vermissen lässt und die die eigene Betroffenheit verbirgt. Ihre Kommunikation zielt auf individuelle Unabhängigkeit und auf das Austragen der Gegensätze zwischen den Beteiligten. Sie ist eher status- und hierarchieorientiert und von dualen Unterscheidungen wie richtig/falsch, Gewinner/Verlierer oder Erfolg/Misserfolg geprägt. Sie achten bei der Kommunikation sowohl auf die Durchsetzung der eigenen Interessen als auch auf die sachorientierte Lösung des gemeinsamen Problems. Sie können in asymmetrischen Beziehungsstrukturen gut interagieren, wenn die Positionen der Beteiligten deutlich geklärt sind und dies von allen akzeptiert wird. Ihr bevorzugter Sprachstil ist durch Sachlichkeit, geringere Sensibilität und Domi-

nanzdenken gekennzeichnet. Männer sind eher schweigsam im privaten, und eher gesprächig im öffentlichen Raum (*Tannen*).

Leuchten Ihnen als Leserin, als Leser diese Beobachtungen ein? Oder ärgern Sie die Klischees? Beides könnte damit zu tun haben, wie Frauen und Männer in der Pastoral wirklich sprechen, oder aber es bestätigt sich nur, was Sie bei der Unterscheidung von Frauen- und Männersprache wie selbstverständlich erwartet haben. Die Wahrheit dürfte in der Mitte liegen. Vorhandene Ideen darüber, wie ein Seelsorger oder eine Seelsorgerin, eine Kirchgängerin oder ein Kirchgänger, der BDKJ-Referent oder die Jugendreferentin usw. sprechen, bestimmen unsere Erwartungshaltung mit. Sie steuern also bereits unsere Wahrnehmung. Über eine selektive Deutung des faktischen Sprachverhaltens in der Pastoral werden die vorhandenen Stereotypen erneut bestätigt und so verfestigt (*Talbot*, 468–486). Das führt dann zu der Bewertung, die in unserem Beispiel aus der Erstkommunionvorbereitung vorgekommen wurde.

#### DAS SELBSTVERSTÄNDLICHE IST NICHT DAS UNVERMEIDLICHE

Gleichzeitig ist offensichtlich, dass das Sprachverhalten in der Pastoral nicht nur von der Unterscheidung zwischen Mann und Frau abhängt, sondern immer von einem Zusammenspiel vielfältiger Faktoren: Westfalen sprechen anders als Rheinländer, Katholikinnen mit Migrationshintergrund anders als solche ohne, reiche Christen anders als arme usw. Schließlich wird am Sprachverhalten in der Pastoral die Notwendigkeit einer Unterscheidung von biologischem (*sex*) und sozialem Geschlecht (*gender*)

deutlich. So ist etwa in der Individualseelsorge ein Kommunikationsstil wichtig, der hier vor allem als weiblich identifiziert wurde, der in der Praxis aber natürlich auch von Männern beherrscht wird.

Insgesamt haben unsere Überlegungen den konstruierten Charakter der Genderkategorie deutlich gemacht. Das Selbstverständliche in der Pastoral ist demnach nicht das Unvermeidliche. Mit einer fatalistischen Haltung würde man sich gegen die Herausforderungen immunisieren, die sich aus der Unterscheidung von Mann und Frau in der Kirche ergeben. Das gilt insbesondere da, wo diese Unterscheidung eine Gruppe privilegiert oder benachteiligt. Weil es sich bei den Zuschreibungen der Geschlechter offensichtlich um soziale Übereinkünfte handelt, kann man das Veränderungspotential ausschöpfen, das sich aus dieser Einsicht ergibt. Die Pastoral steht vor der Aufgabe, bewusst mit der Wirkmächtigkeit der Geschlechterrollen zu rechnen und Wege einer gendergerechten Seelsorge zu suchen. Das führt

idealerweise zu einer Glaubengemeinschaft, in der die verschiedenen Gnadengaben von Mädchen und Jungen, Frauen und Männern ihren Platz haben, damit sie zusammen als Kirche dem Evangelium in der heutigen Gesellschaft Ausdruck verleihen können. ■

## LITERATUR

---

- Gärtner, Stefan**, Zeit, Macht und Sprache. Pastoraltheologische Studien zu Grunddimensionen der Seelsorge, Freiburg i.Br. u. a. 2009.
- Qualbrink, Andrea / Wieser, Renate**, Gender und Intersektionalität, in: Gärtner, Stefan u.a. (Hg.), Praktische Theologie in der Spätmoderne. Herausforderungen und Entdeckungen, Würzburg 2014, 73–79.
- Schoenthal, Gisela**, Geschlechtstypisches Kommunikationsverhalten. Ergebnisse, Konsequenzen, Perspektiven, in: Dies. (Hg.), Feministische Linguistik – Linguistische Geschlechterforschung. Ergebnisse, Konsequenzen, Perspektiven, Hildesheim u. a. 1998, 155–174.
- Sellmann, Matthias / Wolanski, Caroline (Hg.)**, Milieusensible Pastoral. Praxiserfahrungen aus kirchlichen Organisationen, Würzburg 2013.
- Talbot, Mary**, Gender stereotypes: Reproduction and challenge, in: Holmes, Janet / Meyerhoff, Miriam (Hg.), The handbook of language and gender, Malden u.a. 2003, 468–486.
- Tannen, Deborah**, Je begrijpt me gewoon niet. Hoe mannen en vrouwen met elkaar praten, Amsterdam 2006.